Die staatliche Dombauhütte in Regensburg

von

Richard Triebe

Wenn alte Regensburger behaupten, sie hätten den Dom nie ohne Gerüste gesehen, so ist das durchaus glaubhaft. Denn seit gut 90 Jahren stehen — mit geringen Unterbrechungen — am Dom die Baugerüste, die einen Eindruck erwecken, als ob sie Bestandteile des Bauwerks wären. Wozu sind diese Gerüste notwendig, warum wurde eine Staatliche Dombauhütte überhaupt geschaffen und welche Aufgaben hat sie wahrzunehmen? Darüber sollen diese Zeilen Aufschluß geben.

Zunächst müssen wir auf den Beginn des Dombaues in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückschauen. Die mittelalterlichen Bauleute errichteten ihre Bauwerke mit dem ihnen in unmittelbarer Nähe zur Verfügung stehenden Material. Dieses mußte haltbar sein und eine Druckfestigkeit haben, die für die Errichtung größerer Bauwerke — sei es eines Patrizierturmes, eines Wohnhauses, einer Kirche oder auch eines Monumentalbaues von der Größenordnung einer Kathedrale — ausreichend war. Die geologischen Gegebenheiten in der Umgebung Regensburgs, donauaufwärts, nördlich der Donau oder auch entlang ihres Laufes im Südwesten, boten reiche Vorkommen des ältesten Baumaterials, das der Mensch kennt, den gewachsenen Stein. Die letzten Ausläufer der sich durch Europa ziehenden Juraschichtung lieferten in bestimmten Lagerungen einen grobkörnigen, amorphen, handwerklich und künstlerisch gut zu bearbeitenden, haltbaren Kalkstein, den bereits die Römer im 2. Jahrhundert nach Christus donauaufwärts in der Nähe des heutigen Dorfes Kapflberg aufspürten und für die Umfassungsmauer ihres Kastells, zur Fundierung der notwendigen Truppenunterkünfte und zum Bau von Lagerhallen und Repräsentationsgebäuden benützten. Transportprobleme für die schweren Lasten, die die gewaltigen Quader darstellten, gab es so gut wie nicht, da auf Flößen das Steinmaterial verhältnismäßig leicht nach Regensburg transportiert werden konnte.

Nach Abzug der Römer im 5. Jahrhundert gab es auch für den Steinbruch eine Pause. Denn Steinmaterial, das in der nachfolgenden Zeit gebraucht wurde, stand aus der Römerzeit her in riesigen Mengen und für jeden erreichbar zur Verfügung. Erst im Bauboom der romanischen Epoche wurde der Steinbruch in Kapflberg wieder in Betrieb genommen. Romanische Kirchenbauten entstanden aus diesem Stein, vorerst zwar in sehr ökonomischer Bauweise. Eckquader, die stützenden und tragenden Teile, Fenster- und Türeinfassungen erstanden in massiven Werkstücken aus Jurakalkstein. Das Mauerwerk selbst wurde aus Bruchsteinen, zum Teil auch aus dem über dem Kalkstein liegenden Sandstein errichtet. In der Folgezeit erforderten die Wohnhäuser und Stadtburgen der Patrizier große Mengen eines handwerklich gut zu bearbeitenden Steinmaterials. Mit diesem Material begann die Stadt Regensburg sich in ihren Bauwerken ihr unverwechselbares Gesicht zu geben.

Als im 13. Jahrhundert Bischof und Bürgerschaft von Regensburg sich zum Bau eines neuen Domes entschlossen und mit dem Werk begannen, holten sie, wie

1000 Jahre vorher die Römer, das Baumaterial auf Flößen wiederum aus Kapflberg. Der Steinbruch befand sich damals für lange Zeit im Besitze der Domfabriken von Regensburg und Passau.

Von Steinmetzen und Bildhauern verhältnismäßig leicht zu formen, entstanden aus dem Kapflberger Stein Quader und Profile, Maßwerke, Fialen und Kreuzblumen, wuchs die von Bürgerwillen und Gläubigkeit getragene Idee, im Bauen verwirklicht, in kurzer Zeit zur imposanten Größe des Chores empor. Wenn auch zwei Generationen später bedächtiger und mit weniger Euphorie am Dom gearbeitet wurde, so blieb doch noch für lange Zeit das Baumaterial das gleiche.

Anfang des 15. Jahrhunderts erschöpften sich die Abbaumöglichkeiten für das bis dahin verwendete Kalksteinmaterial. Ein anderer Stein wurde gesucht und bot sich gegenüber von Kapflberg an der Südseite der Donau in dem dort vorkommenden grünen Sandstein an. Die Brüche wurden in der Nähe des Ortes Abbach, der Geburtsstätte Kaiser Heinrich II., eingerichtet. Wir wissen heute, daß dieser Sandstein, ein sogenannter Glaukonit aus der Kreidezeit, von grünlich-gelber bis kräftig grüner Farbe, von der Entstehung her ein toniggebundenes Sedimentgestein, weit weniger haltbar als der Kalkstein ist. Trotzdem ist die normale Verwitterung, d. h. der Wechsel von Kälte und Wärme, Nässe und Trockenheit, die Reibung des Windes auch über Jahrhunderte an der Oberfläche des Steines kaum sichtbar geworden. Einige der westlichen Partien des Domes und des Nordturmes, die nach 1425 entstanden, bestehen ausschließlich aus diesem Grünsandstein.

Dreieinhalb Jahrhunderte später waren die Verwitterungsschäden an allen Bauteilen des Domes noch immer unwesentlich. So konnte Dombaumeister Denzinger für den Ausbau der Türme und der Querhausgiebel unbedenklich ab 1859 den in den alten Brüchen noch reichlich vorhandenen Grünsandstein verwenden. Für das Oktogongeschoß des Südturmes verwendete Denzinger allerdings ein am Dom noch völlig neues Material, das sich gut einordnete. Es war dies ein Kalksandstein, der nördlich der Donau in geringen Lagern vorkam, dort in den vorhandenen Brüchen vollkommen abgebaut wurde und sich bis heute gut erhalten hat.

Nach der endgültigen Fertigstellung des Domes im Jahre 1872 waren etwa zwei Drittel des Baubestandes in Kalk- und Kalksandstein, das restliche Drittel in Grünsandstein ausgeführt.

Die Fertigstellung des Domes im 19. Jahrhundert fällt in den Beginn der Industrialisierung. Statt der bisher üblichen Heizung mit Holz wurde nun vorwiegend Steinkohle verwendet. Die für den Fortschritt im Industriezeitalter unentbehrliche Eisenbahn betrieb ihre Lokomotiven ebenfalls mit Steinkohle. Und damit begann die chemische Verschmutzung der Luft. Schwefelige Stoffe, Kohlendioxyd und Kohlenmonoxyd gelangten in die Luft und wurden mit dem herabfallenden Regen in den Stein gewaschen. Diese schwefeligen Stoffe bewirken im Stein, in Verbindung mit tonig-kalkigen Bindemitteln, chemische Umwandlungen, die die Sandsteine zu zerstören begannen. Wie von einer Krankheit befallen reagierte der Stein erst durch ein Absanden an der Oberfläche, dann platzten Schichten in Stärken bis zu zwei Zentimeter ab. Schließlich lösten sich Profile und Ornamente. Zuletzt nahm das Abschiefern des Sandsteines ein Ausmaß an, das die statische Sicherheit der Bauteile gefährdete. Dies ist die Entwicklung der Verwitterung des Sandsteines und der daraus resultierenden katastrophalen Auswirkungen auf das Bauwerk über viele Jahre. Die ersten Verfallserscheinungen am Stein wurden schon 14 Jahre nach Fertigstellung des Domes sichtbar; sie waren zuerst kaum beängstigend. Trotzdem war es 1886 erforderlich, an der Westfassade des Domes wieder Gerüste aufzu-

stellen und Auswechslungsarbeiten vorzunehmen. Sie erstreckten sich über einen Zeitraum von vier Jahren und befaßten sich in der Hauptsache mit Instandsetzungen des Eicheltürmchens und der Abdeckungsschichten des Hauptgiebels. Im Jahre 1890 mußte ein weiteres Gerüst an der Westseite des Nordturmes aufgestellt werden, um schadhafte Teile der ersten und zweiten Galerie sowie an Fialen der Pfeiler und einen absturzbedrohten Wasserspeier auszuwechseln.

Obwohl die Gefährdung der Sandsteinpartien des Domes damals noch nicht voll erkannt werden konnte, sahen die verantwortlichen Baufachleute die Notwendigkeit weiterer Instandsetzungsmaßnahmen und veranlaßten um die Zeit der Jahrhundertwende eine Reihe von Maßnahmen, die ständig wechselnde Gerüste, hauptsächlich an der Westseite des Domes, erforderlich machten. Teile der Fensterrose und des Cruzifixes am Mittelteil der Westfassade, Bauteile des Nordturms, figurale Plastik in der Höhe des ersten Turmgeschoßes wurden durch Kalksteinkopien ersetzt.

Dabei ist interessant, daß sich vom Jahre 1902 an die Erneuerungs- und Auswechslungsarbeiten am südlichen Turm erstmals auch auf Teile des Denzingerausbaues von 1859 bis 1869 erstreckten. Nach dieser kurzen Zeit von 40 Jahren war also eine größere Anzahl von kleinen Fialen, Krabben und Kreuzblumen derart vermorscht, daß sie den damals noch geringen Verkehr am Fuße des Domes durch herabstürzende Teile schon im höchsten Maße bedrohten. Damals wurden Instandsetzungen im allgemeinen so durchgeführt, daß sogenannte Führungen eingesetzt wurden. Das heißt, man hat in den noch gesunden Sandstein Kalksteinwerkstücke eingefügt. Später stellte sich dann heraus, daß bei zunehmender Verwitterung des den Kalkstein haltenden Sandsteins auch diese Kalksteinerneuerungen eine Gefahr darstellten, da sie sich aus der Sandsteinfassung lösten und herabfielen.

Im Jahre 1909 waren die Instandsetzungsmaßnahmen vorläufig abgeschlossen. Zu der im Jahre 1910 in Regensburg stattgefundenen Oberpfälzer Kreisausstellung konnte der Dom nach langer Zeit wieder von den Gerüsten frei gezeigt werden.

In den folgenden Jahren waren aber bald wieder Außengerüste erforderlich, diesmal am nördlichen Querhausgiebel, an dem die flankierenden Fialen ersetzt werden mußten. Während des ersten Weltkrieges war es dann notwendig, die etwa 70 cm ausladenden Krabben der Turmhelme abzunehmen. Teile der Helmkrabben waren bereits abgefallen und glücklicherweise in der oberen Turmgalerie liege geblieben. Für das Erscheinungsbild dieser gotischen Turmhelme bedeutete die Maßnahme eine bedauerliche Veränderung, die über mehrere Jahrzehnte andauern sollte.

Der Mangel an Arbeitskräften und Geldmitteln nach dem ersten Weltkrieg verzögerte die weitere dringend erforderliche Instandsetzung an allen Sandsteinpartien des Domes. Erst 1921 wurden wieder in bescheidenem Rahmen Sicherungsmaßnahmen durchgeführt.

Da nun aber sporadische Maßnahmen nicht mehr ausreichten, entschloß sich das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus — der Dom befand sich seit der Säkularisation im Besitz und in der Baulast des Freistaats Bayern — den Dom einer großzügigen und durchgreifenden Instandsetzung zu unterziehen. Die Schäden wurden von einer Fachkommission, die aus Vertretern des Kultusministeriums, der Kreisregierung, des Landesamts für Denkmalpflege, des Bischöflichen Domkapitels und des Landbauamtes Regensburg bestand, begutachtet. Zusätzlich waren Professor Freiherr v. Schmidt von der Technischen Hochschule München und der ehemalige Münsterbaumeister von Straßburg, Dr. h. c. Knauth, sowie der

Restaurator von St. Sebald und St. Lorenz in Nürnberg, Professor Dr. h. c. Schmitz, als Berater geladen.

Die Kommission bestätigte die Dringlichkeit einer systematischen Instandsetzung und gab zu bedenken, daß die bisherige Methode ungenügend und weiterhin undurchführbar wäre. Bislang waren für die Instandsetzungsmaßnahmen reihum Steinmetzmeister und Bildhauer, teilweise auch von außerhalb, für die Restaurierungsarbeiten eingesetzt worden, deren Erfahrung und Schulung auf denkmalpflegerischem Gebiet oft mangelhaft war. Dies verhinderte eine kontinuierliche und tiefgreifende, fachlich fundierte, dem Bauwerk in all seinen Aspekten gerecht werdende Arbeit. Der damalige Baureferent beim Bayerischen Kultusministerium, Ministerialrat Ullmann, befürwortete die Einrichtung einer Dombauhütte und schlug als Fachberater Professor Dr. Schmitz für alle in der Baulast des Bayerischen Staates stehenden Dome vor. Es waren dies die Dome in Augsburg, Bamberg, München, Regensburg, Speyer, Würzburg und Passau. Ihm wurde der Titel eines Dombaumeisters verliehen und die Vorbereitung zur Gründung von Dombauhütten übertragen. Am 28. September 1923 hat Dombaumeister Professor Dr. Schmitz über den Verwitterungszustand des Regensburger Domes und die zur Behebung der vordringlichen Schäden erforderlichen Maßnahmen ein umfangreiches Gutachten erstellt. Im gleichen Jahr noch genehmigte das Kultusministerium die Errichtung einer Staatlichen Dombauhütte in Regensburg.

Zu Anfang erschwerte die Inflation die Bereithaltung der notwendigen Geldmittel. Mit kleinen Schritten allerdings konnten der Aufbau der Hüttenorganisation und auch bescheidene Instandsetzungen begonnen werden. Im Mai 1925 war das Hüttengebäude mit Werkstätte im Domgarten fertiggestellt, die Einrichtungen für den Werk- und Zeichenbetrieb beschafft. Die Werkstatt beherbergte damals Steinmetzen, Bildhauer und Gipser, in einem Nebenraum die Schmiede. Ein Reißboden — heute im Meßnerhaus — war im zweiten Obergeschoß des Hüttengebäudes untergebracht, Zeichenstuben sowie ein Wächterzimmer, außerdem Umkleide- und Büroräume im Erdgeschoß und ersten Stock vorgesehen.

Von Anfang an wurde Grundsätzliches festgelegt. Die Dombauhütte Regensburg sollte im Sinne einer mittelalterlichen Bauhütte als Pflegestätte zunftgemäßer Tradition für die Betreuung des wertvollen historischen Baubesitzes des Freistaates Bayern eingerichtet werden. Vom Landbauamt Regensburg wurde Baurat Dr. Karl Zahn mit der Leitung der Dombauhütte betraut. Er hat sich in der Folgezeit nicht nur Verdienste um die Organisation der Bauhütte erworben. Als Wissenschaftler bemühte er sich auch erfolgreich um die baugeschichtliche Erforschung des gotischen Domes und dessen romanischen Vorgängers. Durch Grabungen im Bereich des Domgartens hat er exakte Unterlagen über den romanischen Dom und durch vergleichende Studien noch heute gültige Ergebnisse zur romanischen Bebauung in Regensburg insgesamt erarbeitet.

Der Steinmetzmeister Josef Brandl, der schon früher häufig Instandsetzungsarbeiten am Dom vorgenommen hatte, wurde als erster Hüttenmeister verpflichtet. Er war für den Hüttenbetrieb, die handwerklich-künstlerische Ausbildung der Werkleute, den Aufbau der Gerüste und den geregelten Arbeitsablauf verantwortlich.

Leitgedanken für die sinnvolle Arbeit am Dom, die noch heute Arbeitsablauf und Geist der Bauhütte bestimmen, wurden im Zusammenwirken von Forschung und Praxis entwickelt. Die Kenntnis der künstlerischen, handwerklichen, technischen und baugeschichtlichen Gegebenheiten des Domes wurden den Mitarbeitern als un-

erläßliche Voraussetzung nahegebracht. Steinbearbeitung, Fugenschnitt, Mörtel- und Versetztechnik, Verdübelungen und Verankerungen lebten entsprechend der alten Hüttentradition wieder auf und gehörten zum fundamentalen Rüstzeug.

Die Erhaltung des originalen Bestandes war von Anfang an für die Regensburger Dombauhütte vornehmstes Ziel aller denkmalpflegerischen Maßnahmen. Wo Eingriffe notwendig waren, sollten sie möglichst in geeignetem Werkstoff, der technisch richtigen Oberflächenbehandlung, in der geistig-künstlerischen Haltung der jeweiligen Bauzeit, eben nicht nur formal, sondern auch von der Empfindung her glaubwürdig ausgeführt werden. Veränderungen im Fugenschnitt und im Steinverband konnten nur dann ihre Berechtigung haben, wenn sie eine wesentliche Verbesserung hinsichtlich der Statik, des Wasserablaufes oder der voraussichtlichen Haltbarkeit brachten. Die Bearbeitung der alten Steinoberfläche mußte untersucht, erkannt und die notwendigen Werkzeuge dafür entwickelt werden. Die Werkzeuge, mit denen mittelalterliche Steinmetze und Bildhauer ihre Handschrift unverwechselbar in den Stein gegraben haben, waren nicht mehr bekannt. Praktische Versuche, das Studium alter Stiche und Literatur waren nötig, diese Werkzeuge wieder zu entwickeln. So stellte sich heraus, daß am Regensburger Dom seit dem 13. Jahrhundert bis in die späte Gotik für die Bearbeitung von Flächen das zweihändig geführte Krönel — die gezahnte Fläche — verwendet wurde. Als wichtigstes Werkzeug gehörte es von Anfang an in die Hand des Steinmetzen in der Bauhütte. Die Werkleute übernahmen schnell und willig das ihnen zuerst fremde „alte“ Werkzeug. Stockhammer und Schariereisen, Handwerkszeug, das durch die Industrialisierung in das Steinmetzhandwerk gelangt war, verbannte man von vorneherein bis heute noch aus der Bauhütte.

Schwieriger erwies sich die lebendige Wiedergabe der ornamentalen und figürlichen Bauplastik. Eine Vielzahl von Laubwerkornamentik, von Krabben, von Tierfiguren und Menschenfratzen überziehen den Bau und ergänzen die Architektur. Die Fehler früherer Erneuerungen waren es, daß sie kalt, leblos und unpersönlich wirkten. Dies soll sich in einer Bauhütte nicht wiederholen. Hier mußte durch ehrliche handwerkliche Gesinnung ein gewisses Maß an freier Gestaltungsmöglichkeit — trotz der gegebenen Vorbilder — und zu einem lebendigen, dem Bauwerk gerechten Selbstverständnis gefunden werden. Auf dem Wege des exakten Kopierens konnte aber dieses Ziel nicht erreicht werden.

Bald stellte sich so heraus, daß es den Laubmachern bei entsprechender Schulung gelang, Ornamente ohne die Zuhilfenahme von Meßgeräten frei in den Stein zu hauen, das Blattwerk in altem Sinne aus ihm wachsen zu lassen. Bei der Übertragung figürlicher Bauplastik blieb zwar auch weiterhin die Verwendung des Punktiergerätes oder der Dreizirkelmessung unerlässlich. Die frische, unbekümmerte, oft naive Art des Mittelalters war aber hier ebenso Vorbild wie das ökonomische Prinzip der Oberflächenbearbeitung, der die Bauplastik genauso unterliegt wie die Architekturwerkstücke. Das Glätten einer Fläche sollte stets mit dem größtmöglichen Werkzeug, wenn möglich dem Krönel, erfolgen und nicht kleinlich mit dem Meißel ausgeführt werden. Sorgfältig anmodellierte Abgüsse von Originalen wie frei erfundene oder nachgestaltete Modelle können je nach Erhaltungszustand der mittelalterlichen Plastik gleichermaßen Vorbild für die Gestaltung in Stein sein (vgl. Abb. 79—90).

Im Gegensatz zur dekorativen Bauplastik handelt es sich beim Ersatz von figürlicher Plastik, die die persönliche Leistung eines mittelalterlichen Künstlers darstellt, immer um ein ganz besonderes Problem. Hier muß jeweils von Fall zu Fall

entschieden werden, ob eine sinnesgleiche Erneuerung oder die naturgetreue Kopie vorzuziehen ist. Glücklicherweise stellt sich das Problem der Erneuerung von Skulpturen, die mit hervorragenden Meistern in Verbindung gebracht werden können, äußerst selten. Der größte Teil dieser Plastiken besteht aus Kalkstein und bedarf kaum einer Auswechslung.

Bei der Erarbeitung der für die plastischen Arbeiten notwendigen Erkenntnisse, waren in den ersten Jahren des Bestehens der Bauhütte der Rat und die Anregungen des Bildhauers Professor Theodor Georgii von entscheidender Bedeutung.

Für die Instandsetzung der Architektur bilden stets vom Bauwerk selbst abgenommene genaue Maßaufnahmen die Grundlage. Häufig sind Rekonstruktionen in einem verkleinerten Maßstab für die Ermittlung der genauen Bauformen und die frühzeitig zu erfolgende Bestellung des Steinmaterials erforderlich. Aber erst die Werkrisse in der Originalgröße sowie die daraus hergestellten Schablonen geben den Werkleuten die exakten Unterlagen für die handwerkliche Bearbeitung der Werkstücke.

Als Bestätigung wurde es in Regensburg empfunden, daß im Anschluß an den Denkmalpfegetag in Köln 1930 für die Instandsetzung des Kölner Domes die gleichen Grundsätze aufgestellt wurden, die in Regensburg seither vertreten wurden und in Übung waren.

Da der Verfall des Sandsteines trotz intensiver Auswechslungen in den zwanziger Jahren rapide zunahm und die Gefahr bestand, mit der herkömmlichen Art der Auswechslung dem drohenden Verfall nicht wirkungsvoll und schnell genug begegnen zu können, brachte man schon sehr früh der Konservierung des Sandsteines mit Steinschutzmitteln großes Interesse entgegen. Man erhoffte sich neben der Auswechslung des schadhaften Materials durch umfassende Anwendung vermutlich wirksamer Imprägnierungsmittel eine gewisse Ergänzung der bisherigen Maßnahmen und war der Meinung, den Verfall über viele Jahre hinaus verzögern zu können. Die Versuchsanstalt für Maltechnik an der Technischen Hochschule in München wurde 1927 mit der Untersuchung von Steinschutzmitteln und der vergleichenden Erprobung ihrer Anwendung beauftragt. Von nun an bis 1939 sind von den Mitarbeitern der Dombauhütte teils nebenher, teils in massivem Einsatz, große Bauabschnitte mit über hundert verschiedenen Präparaten zur Konservierung des Sandsteins behandelt worden. Die Skala dieser Mittel reichte von reinem Leinöl über verschiedene Leinölverbindungen und Enkaustik-Wachsverfahren bis zu komplizierten chemischen Verbindungen, die im besten Glauben von namhaften chemischen Werken hergestellt wurden. Bei einer Überprüfung der imprägnierten Partien und der vielen Versuchsflächen im Jahre 1945 stellte sich aber heraus, daß keines der Steinschutzmittel eine ausreichende Wirksamkeit bewiesen hatte.

Nach Ende des zweiten Weltkrieges arbeitete die Dombauhütte konsequent in ihrer traditionellen Form der Auswechslung durch ein haltbares Gestein weiter. Nach der kriegsbedingten Zwangspause waren an vielen Bauteilen des Domes gefahrvolle Schäden gleichzeitig zu beheben. In rascher Folge, über mehrere Jahre verteilt, wurden Baugerüste auf- und abgebaut und zuerst mit wenig Rücksicht auf die künstlerische Substanz die wichtigsten statisch-technischen Schäden behoben. Das Wiedereinsetzen der wertvollen, während des Krieges ausgelagerten mittelalterlichen Glasfenster war eine weitere Aufgabe, die die Dombauhütte in den Jahren 1947 bis 1958 nebenbei mit Hilfe einer ortsansässigen Glasmalerfirma zu bewältigen hatte.

Inzwischen hatte der Zersetzungsprozeß des Sandsteines an den erst im vorigen

Jahrhundert entstandenen Turmhelmen einen beängstigenden Zustand erreicht. Maßwerke und Rippen, von allen Seiten der Witterung ausgesetzt, waren teilweise bis auf ein Viertel ihrer ursprünglichen Maße abgewittert, der Bestand der Helme bedenklich gefährdet. Eine rasche Entscheidung mußte gefällt werden. Im Zusammenhang mit der Diskussion um eine Instandsetzung wurden auch Stimmen laut, die gegen eine Renovierung der neugotischen Bauteile waren. So entbrannte ein Streit, ob man nicht die Gelegenheit wahrnehmen sollte, die Ausbauten des vorigen Jahrhunderts überhaupt abzutragen und den mittelalterlichen Zustand wieder herzustellen. Die Dombauhütte war von Anfang an der Meinung, daß sie nicht berechtigt sei zu vernichten, da ja doch das Bewahren in erster Linie ihre Aufgabe ist. Der Kunstausschuß des Bayerischen Landtags, letztlich mit dieser Frage befaßt, entschied, unterstützt durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Helme zu erhalten, wenn es mit den zur Verfügung stehenden Mitteln bewerkstelligt werden könnte.

Naturstein als Baumaterial kam nicht wieder in Frage, da er zu jener Zeit in der erforderlichen, qualitativ geeigneten Menge nicht zur Verfügung stand und die ausreichende Anzahl von Steinmetzen, die die Aufgaben in einem bestimmbareren Zeitraum hätten bewältigen können, ebenfalls fehlte.

Hüttenmeister Josef Zentner, der als Nachfolger Josef Brandls seit 1934 die Dombauhütte leitete, hatte sich schon längere Zeit mit dem Einsatz von Kunststein in der Denkmalpflege beschäftigt. Er empfahl die Erneuerung der Helme mit einem speziellen Beton, der als Zuschlagstoff gequetschtes Dolomitgestein enthält, durchzuführen. Er fand für diesen Vorschlag die Unterstützung des Landbauamtes Regensburg, der Regierung der Oberpfalz und des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege. So konnten in einem Zeitraum von nur vier Jahren von 1954 bis 1958 und mit einem Mitarbeiterkreis von 16 Steinmetzen, Zimmerleuten und Maurern die Helme grundlegend instandgesetzt werden. Maßwerke, Rippen und auch die seit 1916 fehlenden Krabben wurden mit diesem neuentwickelten Material mit Hilfe von Holz- und Gipsformen an Ort und Stelle vom Gerüst aus wieder hergestellt. Die Oberfläche des Splittbetons wurde handwerklich bearbeitet. Die durch die Schalung bedingten Vergrößerungen wurden wie im Naturstein in die entsprechende feingliedrige Form gebracht. Dadurch glich sich dieses neue Material, das sich farblich vorzüglich einordnete, auch von der Oberfläche dem alten Bestand an. Hüttenmeister Josef Zentner hat die Fertigstellung der Helme nicht erlebt, er starb im August 1957.

Seit 1959 arbeitet die Dombauhütte an festgelegten Programmen, die in durchschnittlich fünf Jahren erarbeitet, aber jeweils dann unterbrochen werden, wenn akute Schäden vordringlich erscheinen. Beide Verfahren der denkmalpflegerischen Instandsetzung, sowohl die der Auswechslung in Kalkstein als auch der Ummantelung mit Splittbeton, werden heute je nach Zweckmäßigkeit nebeneinander angewandt.

Zur Zeit stehen die Gerüste, die von den Mitarbeitern der Dombauhütte jeweils selbst errichtet werden, von der Altstadt aus kaum sichtbar, an der Süd- und Ostseite und am südöstlichen Pfeiler im Bereich des dritten Turmgeschoßes am Nordturm. Das derzeitige Bauprogramm umfaßt eine Fläche von etwa 500 m². Es sind Auswechslungsarbeiten erforderlich, die profilierte Wandpartien, Gesimse, Fenstermaßwerke, Fensterrippen ebenso erfassen wie ein über zwei Meter hohes und insgesamt 20 m langes Maßwerkfries und ein darüberliegendes Laubwerkfries. Vier Wasserspeier von je zwei m³ Größe müssen neu entworfen und in Kalkstein aus-

gehauen werden. Die Galerie-Maßwerkbrüstungen des dritten Turmgeschoßes und Wasserrinnen sind selbstverständlich in diesen Bauabschnitt miteinbezogen. Der südöstliche Pfeiler des Turmes mit seinen Wimperg- und Fialengruppen muß in diesem Bereich völlig erneuert werden.

Zur Zeit der Veröffentlichung dieses Beitrages beschäftigt die Dombauhütte Regensburg unter einem Hüttenmeister elf Steinmetze und Bildhauer sowie zwei Lehrlinge.

Die Dombauhütte unserer Zeit erfüllt ihre Aufgaben zur Erhaltung des Domes zu Regensburg seit über 50 Jahren und fühlt sich ihrer Vorgänger, auch der Hütte, die im 13. Jahrhundert den Bau begonnen hat, verpflichtet. Die Arbeit der Werkleute hat es seit Jahrhunderten ermöglicht, daß die Kathedrale der Stadt Regensburg stets zentrales Gotteshaus der Diözese und Bischofskirche ohne Unterbrechung sein konnte. Mögen die Gerüste an ihren Mauern darauf hinweisen, daß das Bauen an dieser Kirche nicht nur Verpflichtung oder denkmalpflegerische Notwendigkeit ist, sondern aus einer Tradition erwächst, die Gläubigkeit in eine unbekannte Zukunft tragen soll.

Deshalb sollte auch die Bauhütte weiterhin im Geiste der alten Meister und nach ihrem Wahlspruch

„Sorglos aber nicht lieblos“

diesem Werk dienen.